

Shanghaied : der Sturz ins Dunkle [Fortsetzung]

Autor(en): **Norris, Frank**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 46

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Shanghaied

Der Sturz in die Dunkel

ROMAN VON
FRANK NORRIS

5

Copyright 1936 by Dr. H. Girsberger, Zürich

«Helfen? Du weißt, daß ich dir helfe, Moran. Aber», Wilbur zögerte, «wir können sie besser vom Deck des Schoners aus bekämpfen. Warum wollen wir sie nicht an Bord erwarten? Wir können die Segel schon hoch haben und sie uns solange vom Leibe halten, bis das Wasser hoch genug steigt. Warum nicht so?»

«Ich denke auch am besten warten auf Schiff», stimmte Charlie zu.

«Ja, warum nicht, Moran?»

«Weil sie unseren Fund haben», rief das Mädchen. «Ich will nicht um einhundertfünfzigtausend Dollar bestohlen werden, wenn ich es verhindern kann.»

«Was sagen?» forschte Charlie, «hundertfünfzigtausend Dollar ihr habt bekommen?»

«Ja, ich hatte es — wir hatten es, mein Maat und ich. Wir holten einen Potwal für diese Halunken hoch, und als sie glaubten, sie hätten alles heraus, fanden wir in ihm noch ein Stück Ambra, das fast zweihundert Pfund wiegt. Nun höre, Charlie, die Räuber haben es uns gestohlen. Es ist mein — ich muß es zurückhaben. Ich mache dir einen Vorschlag, du kannst kämpfen — deine Leute können kämpfen. Wir wollen ein Geschäft machen. Helft uns, daß wir das Ambra wiederbekommen, und wenn wir es wieder haben, wollen wir jedem deiner Leute tausend Dollar und dir fünfzehnhundert geben. Du kannst es annehmen und das Geld haben, oder du kannst es ablehnen und in dieser Bucht verkommen; denn entweder wir verteidigen oder verlieren den Schoner, du weißt das genau so gut wie ich. Wenn ihr doch kämpfen müßt, warum nicht dann, wenn es am meisten einbringt?»

Charlie zögerte und spitzte die Lippen.

«Was meinst du, Moran», sagte Wilbur leise zu ihr, «ich habe gerade darüber nachgedacht, haben wir überhaupt ein Anrecht auf das Ambra? Die Küstenräuber fanden den Wal. Er gehört ihnen. Wir haben ebenso wenig das Recht, ihnen das Ambra zu nehmen, als wir ihnen das Oel, das Fischbein und den Walrat genommen haben. Es ist ihr Fund. Ich weiß nicht, ob wir ein Recht darauf haben.»

«Verdammt!» rief Moran wütend, «ein Recht darauf, Recht darauf! Wenn ich es nicht habe, wer denn? Wer fand es? Diese dreckigen Affen hätten wenigstens vorschlagen können, mit uns zu teilen, wenn sie sich an die Verabredung halten wollten. Aber wir waren die Schwächeren. Jetzt würde ich dem Vorschlag nicht mehr zustimmen, zusehen, wie sie mit hunderttausend Dollar losziehen? — Ich habe das gleiche Recht darauf wie sie! Aber wir brauchen uns darum nicht den Kopf zu zerbrechen, sie haben alles genommen. Und jetzt gibt es kein Teilen mehr. Jetzt gehört der Fund dem Stärksten von uns — und das freut mich! Sie glauben, sie seien die Stärkeren, jetzt werden sie ja sehen. Wir sind an diese gottverlassene Küste hier verschlagen, und hier gibt es kein Gesetz. Die Starken leben, und die Schwachen müssen sterben. Ich werde leben, und ich werde auch meine Beute erobert, ich will mit diesen Räufern keine Haare spalten um Recht und Unrecht. Ich will alles haben, und das ist das Gesetz, unter dem du in diesem Falle stehst, mein gerechter Freund!»

Sie drehte ihm kurz den Rücken, und Wilbur fühlte sich beschämt und war zugleich stolz auf sie.

«Ich gehe reden mit Chinaboys», sagte Charlie herankommend.

Fünf Minuten lang berieten die Chinesen, sie hockten in einem Kreis am Strand. Moran schritt neben dem Boot auf und ab. Wilbur lehnte sich an den gebleichten Schädel des Wals, die Hände in den Taschen. Einmal blickte er auf die Uhr. Es war zwei Uhr.

«Alles in Ordnung!» sagte Charlie endlich aus der Gruppe herauskommend, «wir wollen kämpfen.»

«Nun», rief Moran aus, «wir haben keine Zeit zu verlieren. Was für Waffen haben wir?»

«Wir haben die fünf langen Spaten», sagte Wilbur, «sie sind fast drei Meter lang, und die Schneiden sind scharf wie Messer. Wir können uns keine besseren Waffen wünschen.»

«Das ist ein Gedanke», erwiderte Moran, scheinbar gewillt, ihren Zornausbruch zu vergessen, vielleicht bereute sie ihn auch schon. Sie holten ihre Waffen, fünf lange Spaten, ein schweres Messer und Wilbur den Revolver. Moran hatte ihr eigenes Messer, ein heftiges Dolchmesser, wie es von allen Norwegern, Land- und Seeleuten, bevorzugt wird. Sie prüften ihre Waffen, und Moran schlug einen Angriffsplan vor, als Hoang, der Führer der Strandräuber, und ein anderer Chineser an der Küste in einiger Entfernung auftauchten. Der Mond stand schon tief, und es war nicht sehr hell, aber die Räuber sahen das Blitzen der Spaten. Sie hielten an und blickten aufmerksam und mißtrauisch auf die Gruppe.

«Bestien!» stieß Moran hervor, «sie wissen jetzt Bescheid — nun können wir sie nicht mehr überrumpeln. Sprich mit ihm, Charlie, höre, was er will!»

Moran, Wilbur und Charlie gingen auf Hoang zu und blieben in einiger Entfernung stehen. Es entspann sich eine lange Unterredung. Sie erfuhren allmählich, daß Hoang den Wunsch hatte, die «Bertha Millner» für die Rückfahrt zu chartern.

«Das ist nicht aufrichtig gemeint!» sagte Moran leise zu Wilbur, indem sie ihre Augen nicht von den Räufern ließ. «Er denkt, er kann die «Bertha» nehmen, ohne uns einen Cent zu zahlen. Sie sind hergekommen, um zu spionieren, und es ist ihnen auch gelungen. Wir können ihr Lager nicht mehr überfallen. Sie werden zurückkehren und ihre Leute warnen.»

Es war immer noch dunkel. In der Nähe des Schoners stand die Mannschaft. Jeder mit einem langen, lanzenähnlichen Spaten bewaffnet, lauschten sie auf die Unterredung ihrer Führer. Der Mond war fast herunter und hatte sich blutrot gefärbt, er spiegelte sich in dem grauen, glatten Wasser der Bucht. Das Wasser war ganz zurückgetreten und schlug leise gegen den nassen Sand. In den Pausen des Gesprächs trat jedesmal eine tiefe, lautlose Stille ein, als ob man plötzlich eine Tür schloß.

Wie es geschah, wer den Anfang machte, wie und ob es eigentlich geplant war, was überhaupt den Anlaß gab, konnte später Wilbur nicht mehr genau erklären. Es gab eine plötzliche Bewegung, ein Rennen über die klingende Fläche des Sandes, einen kurzen Kampf mit einer halbnackten, kleinen Gestalt, die Messer, Nägel und Zähne gebrauchte — und dann wieder tiefe Stille, nur von ihrem keuchenden Atem unterbrochen. In dem Wirbel der Geschehnisse hatte Wilbur nur zwei Bilder deutlich vor Augen: der Chineser, Hoangs Gefährte, der wie ein Besessener der Küste entlang rannte; Hoang selbst, der mit einem Schwung in die Arme der Kulis der «Bertha Millner» flog, und Moran selbst, mit blitzenden Augen, fliegenden langen Zöpfen, ihre Faust schwingend, als sie laut rief: «Jedenfalls haben wir dich!»

Sie hatten Hoang gefangen, ob durch Verrat oder nicht, wußte Wilbur nicht genau, und wenn auch selbst unehrliche Mittel gebraucht worden waren, so konnte er doch nicht ein Gefühl der Freude und Befriedigung unterdrücken, als er sich sagte, daß er und seine Gefährten in dem Kampf, der nun folgen würde, den ersten Vorteil errungen hatten.

Je mehr die Ereignisse der Nacht fortschritten, desto mehr bemerkte Wilbur in Morans Wesen eine seltsame

Veränderung. Es war klar, daß das Kämpferblut der alten Nordmänner in ihr erwacht war, brutal, erbarungslos und wild. Als der Beginn des Kampfes heranrückte, wurde sie von einer Art Besessenheit ergriffen, einer Kampfeslust, die sich durch nichts hindern ließ, und gegen alles, was sie zurückhalten wollte, taub war. Manchmal hörte sie gar nicht, was er sagte oder verstand den Sinn seiner Worte nicht. Ihre Augen umflorten sich. Sie erschien Wilbur nicht mehr als eine Frau aus dieser Zeit der Zivilisation. Sie sprang wieder zurück ins achte Jahrhundert — in die Zeit der Wikinger, der Seewölfe, der Berserker.

«Jetzt wirst du sprechen», rief sie Hoang zu, als der Chineser gefesselt auf dem Sand saß, den Rücken gegen den großen Schädel gelehnt. «Charlie, frage ihn, ob sie das Ambra retteten, als die Dschonke unterging — wo sie das jetzt haben?» Charlie stellte ihm die Fragen in Chinesisch, doch der Räuber zwinkerte nur mit den giftigen Augen und schwieg. Moran schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

«Willst du jetzt sprechen?» schrie sie. Hoang wischte das Blut von seinem Gesicht und schwieg.

«Du wirst bald sprechen, mein Freund; täusche dich nicht darüber», fuhr Moran fort, sie biß die Zähne zusammen. «Charlie», fügte sie hinzu, «ist an Bord des Schoners eine Feile?»

«Ich denke ja, Boss hat Feile.»

«Im Handwerkskasten, nicht wahr?»

Charlie nickte und Moran befahl, daß sie geholt werde.

«Wenn wir gegen diese Bande kämpfen müssen», sagte sie sich selbst mit schneller, leidenschaftlicher Stimme, «ist es nötig, daß wir wissen, wo sie den Fund versteckt haben und welche Waffen sie haben. Wenn sie ein Gewehr oder Geschütz bei sich haben, so ist das für uns nicht sehr angenehm. Der andere Halunke ist entkommen und hat die übrigen gewarnt. Jetzt gibt es Kampf und nichts anderes.»

Der Chineser kehrte vom Schoner mit einer langen, ziemlich grobgekörnten Feile zurück. Moran nahm sie ihm ab.

Sie stand vor Hoang. «Nun», sagte sie, «ich will dir noch eine Gelegenheit geben. Gib Antwort. Brachtest du das Ambra an Land, als die Dschonke sank? Wo ist es jetzt? Wieviel seid ihr und welche Waffen habt ihr? Habt ihr ein Gewehr? Charlie, sage ihm das alles in deiner Sprache, damit wir sicher sind, daß er es verstanden hat. Sage ihm, wenn er nicht spricht, werde ich ihn zum Sprechen bringen. Charlie stellte ihm die Fragen in Chinesisch und machte hinter jeder eine Pause. Hoang schwieg.

«Ich habe dich gewarnt», rief Moran wütend und zeigte auf die Feile, «wilst du antworten?»

«Er wird nicht reden», bemerkte Charlie.

«Hole eine Leine», befahl Moran. Die Leine wurde gebracht, und trotz Hoangs Winden und Sträuben wurde die Feile in seinen Mund gesteckt und beide Kiefer mittels der Leine, die um seinen Kopf und unter sein Kinn gebunden war, fest zusammengepreßt. Einige Zentimeter der Feile sahen zwischen den Lippen hervor. Moran faßte das Ende und zog es zwischen den Zähnen des Räubers hervor, dann schob sie die Feile wieder langsam zurück.

Das gräßliche Kratzen und Knirschen dieser Operation ließ Wilbur's Blut erstarren. Er blickte fort — auf die See, über die Bucht — irgendwohin, damit er nicht sah, was vor sich ging. Aber das anhaltende Schleifen und Kratzen klang in seinen Ohren. Er wandte sich ab.

«Ich — ich — ich will die Bucht hinuntergehen», sagte er schnell, «ich kann es nicht — ich will aufpassen, ob die Strandräuber kommen.»

Einige Minuten später hörte er, wie Charlie ihn rief: «Chin-Chin — will reden», sagte er grinsend, als Wilbur herankam.

Hoang saß in der Mitte des Kreises. Die Feile und die Seilschlingen lagen dicht neben ihm im Sande. Der Strandräuber sprach in einem hohen Sing-Sang, doch etwas lächelnd. Er erzählte ihnen teils in gebrochenem Englisch, teils in Chinesisch, das Charlie übersetzte, daß sie acht seien und daß sie beabsichtigt hätten, den Schoner in der Nacht zu überfallen, aber daß wahrscheinlich seine eigene Gefangennahme ihren Plan verzögert hätte. Sie hätten kein Gewehr. An Bord war ein Geschütz gewesen, aber mit dem Schiff untergegangen. Das Ambra war in zwei Teile zerschnitten worden und lag in zwei alten Mehlsäcken im Heck des Bootes, in dem sie an Land gekommen waren. Sie waren alle mit ihren kleinen Dolchen bewaffnet, zwei Männer trugen außerdem Messer. Einen Revolver oder eine Pistole besaßen sie nicht.

«Es scheint», sagte Wilbur, «daß wir im Vorteil sind.»

«Wir haben gefangen Führer auch», sagte Charlie, auf Hoang weisend.

«Und wir sind besser bewaffnet», stimmte Moran zu, «wir haben die langen Spaten.»

«Und den Revolver, wenn man weiter damit schießen als schlagen kann.»

«Sie werden sich tüchtig wehren», erklärte Moran.

«Oh, die Chin-Chin kämpfen wie Teufel.»

«Gib den Leuten Schnaps, Charlie», befahl Moran.

«Wir wollen einfach ihr Lager überfallen.»

Der Brantwein wurde geholt und herübergereicht, Wilbur und Moran tranken aus einem Zinnbecher, die Kulis aus der Flasche. Hoang wurde gefesselt und in der Kajüte eingeschlossen.

«Nun, sind wir fertig?» rief Moran.

«Ich denken, alles in Ordnung», antwortete Charlie.

Die Gruppe bewegte sich der Bucht entlang. Der Mond war schon lange untergegangen, und über dem östlichen Horizont stand die Dämmerung. Landeinwärts

lagen dicke Schwaden von Morgennebel über den Vertiefungen. Es herrschte eine lautlose Stille. Die Sterne schienen noch. Die Oberfläche der Magdalena Bay war glatt wie graue Seide.

Zwanzig Minuten vergingen, eine halbe Stunde, eine Stunde. Die Besatzung marschierte immer weiter, Moran, Wilbur und Charlie führten, die Kulis kamen dicht hinterher und trugen ihre langen Spaten über den Schultern. Langsam und schweigend hatten sie die halbe Bucht umgangen. Weit in der Ferne lag die «Bertha Millner», in dem Licht des frühen Morgens eine graue, unbestimmte Masse.

«Hast du jemals schon gefochten?» fragte Moran Charlie plötzlich.

«Einmal ich kämpften in San Francisco in Washingtonstraße, kämpften See Yup.»

Wieder verging eine halbe Stunde. Manchmal, wenn sie anhielten, hörten sie das Murmeln des Baches, gerade hinter der zerfallenen Hütte, Ueberbleibsel eines alten portugiesischen Walfischfängerlagers, wo die Strandräuber nun ihr Lager aufgeschlagen hatten. Auf Charlies Vorschlag beschrieben sie einen Halbkreis nach dem Lande zu, um, durch die Sanddünen gedeckt, sich den Feinden zu nähern. Zwanzig Minuten später stießen sie, ungefähr vierhundert Meter von der Küste entfernt, auf den Bach. Hier bildeten sie eine lange Linie, und zwischen jedem mehrere Meter Abstand lassend, bewegten sie sich vorsichtig vorwärts. Die Unebenheit des Geländes verhüllte die Küste ihren Blicken, aber Moran und Wilbur wußten, wenn sie den Strom immer zu ihrer Linken lassen würden, mußten sie direkt auf das Haus stoßen.

Einige Augenblicke später hob Charlie die Hand, und die Leute blieben stehen. Man hörte deutlich, wie drüben der Bach in die Bucht strömte. Ein Sandstreifen, mit niedrigem Buschwerk bedeckt, lag vor ihnen, über dem Sandstreifen stieg eine dünne Rauchsäule in die Luft. Sie waren dicht vor dem Lager. Die Kulis warfen sich in den Sand, die drei Führer krochen auf die Höhe. Flach auf dem Boden liegend und durch einige Büsche verdeckt, blickte Wilbur nach der Bucht hinunter. Zu-

erst sah er ein seltsames, dachloses Haus, das aus Treibholz gebaut war, die Spalten waren mit Schlamm verklebt, die Tür war eingefallen. Drüben an der Bucht lag ein flaches, ungestrichenes Boot, das vor Schmutz starrete. Doch rund um das Haus herum war der Sand zu einem niedrigen Wall aufgehäuft, und hinter dieser Barrikade erblickte Wilbur die Strandräuber. Sie waren wach und bereit, die Dolche in den Händen. Sie starrten direkt nach der Sandlinie, die die Mannschaft und Führer der «Bertha Millner» ihren Blicken verbarg. Es schien Wilbur, als ob sie ihm gerade in die Augen blickten. Sie waren stumm und bewegungslos. Die Starrheit und Ruhe dieser kleinen, halbnackten Chinesen mit ihrer affenähnlichen Schnauze und den blinkenden Augen wirkten seltsam.

Ohne Zweifel waren die Räuber genau über die Bewegungen ihrer Feinde unterrichtet und wußten, daß sie sich hinter der Düne befanden. Moran erhob sich, und Wilbur und Charlie folgten ihrem Beispiel.

«Es hat keinen Zweck, sich zu verbergen, sie wissen, daß wir hier sind.»

Charlie rief die Chinesen herbei. Die beiden Gruppen standen sich gegenüber. Ueber dem östlichen Rande des Ozeans verwandelte sich das blaue Weiß der frühen Dämmerung in ein ungewisses, rosenrotes Gold, das die aufgehende Sonne ankündigte. Die Landdecken der Magdalena Bay standen schwarz gegen diesen blassen Schimmer, ohne leuchteten noch die größeren Sterne. Das eintönige, ferne Plätschern des Baches war der einzige Laut. Es war ungefähr vier Uhr.

Der Kampf.

Wilbur hatte sich vorgestellt, daß sie vom Abhang der Bucht schnell herabstürzen würden, den Sandwall zerstören, und daß darauf ein kurzes Handgemenge um die Hütte folgen würde. So hatte er es in Büchern immer gelesen, und so hatte er es sich ausgemalt. Die beiden Parteien hatten sich immer aufeinandergestürzt, fünf Minuten lang wurde mit Messer, Keule und Pistole gekämpft, ein wüstes Durcheinander von Staub und Rauch, und

Ein einziges Tex-Tampone reinigt unzählige Pfannen!

JEX TAMPONS
DAS PAKET VON 4 GROSSEN
BALLEN : 0.65

...und was für ein Glanz!

Barbezat & Cie., Fleurier

Zürcher Reklame

Ein äusseres Zeichen!



Die Etikette „Das gute Schnyder Rosshaar“ ist für Sie die Gewähr für einen wirklich guten Matratzen-Inhalt. Gutes Rosshaar ist unverwüsthlich!



Verlangen Sie die Matratze mit dieser Etikette!



Für Ihr eigenes Haar:

SCHWARZKOPF EXTRA
seifenfrei und nicht-alkalisch
2 Sorten:

1. für jedes Haar geeignet: „MILD“ im gold-weißen Beutel.
2. für das empfindliche Blondhaar: „BLOND“ im grün-weißen Beutel mit Blondverstärker zum Aufhellen nachgedunkeltes Blondhaares.

SCHWARZKOPF EXTRA
„MILD“ und „BLOND“ gibt es auch „flüssig“ in großen und kleinen Flaschen.



„Onkel, siehst Du was?“

Wie fein mein Haar glänzt — ich hab's allein gewaschen! Und soo ein Schaum, und in den Augen brennt's auch nicht!“ Ordentlich stolz ist sie auf ihre Haarwäsche mit „Extra-Zart“!

Das seifenfreie, nicht-alkalische Schwarzkopf „Extra-Zart“ mit dem Spezial-Kräuterbad ist aber nicht nur Kopfwäsche: es führt zartem Haar und jugendlicher Kopfhaut die nötigen Aufbaustoffe zu. Durch besondere Abstimmung lassen sich Schuppen und sprödes oder fettiges Haar wirkungsvoll behandeln.

SCHWARZKOPF EXTRA-ZART

mit Spezial-Kräuterbad
DAS KINDER-SCHAUMPON

DOETSCH, GREYER & CIE. A.-G. / BASEL

alles war vorbei, bevor noch jemand Zeit gehabt hatte, zu überlegen oder Furcht zu empfinden. Aber nichts Derartiges geschah an diesem Morgen. Die Besatzung der «Bertha Millner», Moran auf der einen und Wilbur auf der anderen Seite, Charlie in der Mitte, kam Schritt für Schritt an die Strandränder heran. Kein Ruf wurde laut. Jeder suchte sich seinen Feind aus und ging langsam, die Waffen bereit und sein Gegenüber nicht aus dem Auge lassend, auf ihn zu, ohne sich um seinen Gefährten zu kümmern.

«Siehst du Gewehre bei ihnen, Charlie?» rief Moran, plötzlich die Stelle durchbrechend.

«Nein, keine sehen», antwortete Charlie. Wilbur ging wieder einen Schritt vorwärts und spannte seinen Revolver. Einer der Räuber stieß eine wütende Beschimpfung aus, und Charlie antwortete darauf sofort. Während dieser ganzen Zeit hatte sich die Linie langsam auf den Feind bewegt, und Wilbur überlegte, wie lange wohl noch diese fürchterliche Spannung dauern würde. So hatte er es sich nicht vorgestellt. Er war nur noch einige Meter von seinem Mann entfernt und konnte den bösen Blick der kleinen, schiefen Augen und den halb-nackten, gelben Körper deutlich erkennen. Fuß um Fuß ging es vorwärts. Auf beiden Seiten begannen die Chinesen Beschimpfungen auszustossen. Die stille, heiße Luft des tropischen Morgens erzitterte von den kurzen, chinesischen Rufen, die wie Tennisbälle über den flachen Sand hin- und hergeworfen wurden. Das Ganze wurde zu einer Komödie — die Chinesen von der «Bertha» würden nicht kämpfen.

Im Schutz des Schoners war gut reden, und als sie sich alle auf Hoang geworfen hatten, waren sie unheimlich tapfer gewesen. Aber hier, Angesicht in Angesicht mit dem Feinde, während die Sonne auf Messer und Spaten blitzte, war es doch etwas anderes. Nach Wilburs Ansicht hätte es plötzlich ausgeführt werden müssen, wenn es überhaupt gelingen sollte. Das Beste würde jetzt sein, sich zurückzuziehen und einen anderen Plan auszudenken. Charlie rief ihm etwas in seinem gebrochenen Englisch zu, das er nicht verstand, aber er antwortete und ging vorwärts, um mit dem Kuli zu seiner Linken auf die gleiche Höhe zu kommen.

Der Schnaps, den er vorher getrunken hatte, begann plötzlich zu wirken, obgleich er wusste, daß sein Kopf

ganz klar war. Er brachte es nicht fertig, vor ihnen allen fortzulaufen, aber er hätte viel darum gegeben, wenn er einen guten Grund gefunden hätte, den Kampf aufzuschieben — wenn überhaupt gekämpft werden mußte.

Da fiel ihm sein Revolver ein, plötzlich hob er ihn und legte auf seinen Mann an, aber der Revolver versagte. Wilbur wandte sich an den Chinesen neben ihm und rief erregt:

«Gib mir ein Messer, irgend etwas, womit ich kämpfen kann, dieser Revolver taugt nichts.»

Moran rief: «Aufgepaßt, sie kommen!»

Zwei der Räuber sprangen über den Sandwall und rannten auf Charlie los, ihre Messer hielten sie vor sich, bereit, ihn aufzuschlitzen.

«Schieße! Schieße!» rief Moran schnell.

Wilbur hob wieder den Revolver und drückte ab. Es knallte, und die Waffe sprang in seiner Hand. Der Geruch des Pulvers stieg in seine Nase. Er war erstaunt, als er sich selbst laut schreien hörte:

«Los jetzt! Alle Mann auf sie! Los!»

Die Kulis der «Bertha Millner» stürmten vorwärts, drei von ihnen voraus. Charlie kämpfte mit einem Räuber, der in beiden Händen ein Messer hatte, und Wilbur sah für einen Augenblick, wie ein anderer im Sande saß, die Hand im Mund, und zwischen seinen Fingern sprang das Blut heraus.

Wilbur bemerkte plötzlich, daß er ein Messer hielt und vor dem Sandwall stand. Woher er das Messer hatte, konnte er nicht sagen, obgleich er sich nahher erinnerte, daß er den geladenen Revolver weggeworfen hatte. Er war über den Wall gesprungen, das wusste er, und vor sich sah er einen Chinesen, der sich zurückzog und ihn lauernd beobachtete, den Dolch bereit. Wilbur hatte gerade noch Zeit zu denken, daß er sicher im nächsten Augenblick getötet würde, als der Chinesen plötzlich anhielt, einen Schritt vorwärts tat und anstatt auf ihn loszugehen, wie Wilbur erwartete, auf die Knie fiel und mit aller Wucht in Wilburs Wade stieß. Nur die dicken Stiefel schützten ihn davor, daß er durch Zerschneiden der Sehne gelähmt wurde. Er fühlte, wie das Messer abglitt und fast bis auf den Knochen ging, das Blut floß in den Stiefel, einen Augenblick schwankte er und stolperte fast über den Mann vor ihm.

Der Chinesen sprang wieder auf, doch Wilbur hatte ihn sofort gepackt, er fühlte instinktiv, daß es sein Vorteil wäre, wenn er ihn unklammerte und sein größeres Gewicht auf ihn bringen würde. Immer und immer wieder suchte er den geschmeidigen Körper zu halten, doch der andere duckte sich und glitt fort, er war schwerer zu halten als ein Fisch. Rund um sich herum hörte Wilbur jetzt ein Trampeln und Rennen, kurze heisere Schreie und fallende Körper. Das Ganze war doch keine Komödie geworden. Dies war wirklich Kampf — da dicht neben ihm kämpften sie, jeder des andern Todfeind — alles Chinesen — kämpften auf barbarische, orientalische Art mit Nägeln und Zähnen, wenn Messer und Dolch versagten. Was tat er, der Städter und Klubmann, in diesem fürchterlichen Kampf, der sich hier in der heißen, tropischen Bucht unter brennender Morgensonne abspielte?

Plötzlich schoß eine rote Flamme hervor, und eine Wolke von dickem, gelbem Rauch füllte die Luft. Die Hütte brannte. Der Chinesen, mit dem Wilbur gekämpft hatte, wollte sich nach dieser Richtung zurückziehen. Er war dicht neben dem Haus, als das Feuer aus einem Fenster sprang, er konnte nicht weiter. Er suchte zwischen seinem Feind und der brennenden Hütte seitwärts auszuweichen.

Wilbur stieß seinen Fuß schnell vorwärts, der Räuber stolperte, fiel, und bevor er den Boden erreicht hatte, stieß Wilbur ihm das Messer zwischen die Rippen.

Und plötzlich, als er sah, wie der besiegte Feind zu seinen Füßen rollte, erwachte der Urnensch, die Bestie in Wilburs Brust, er fühlte, wie sich seine Muskeln in ungewohnter Kraft spannten. Die Nerven waren erregt, in seinen Adern kochte das Blut. Niemals hatte er einen so wilden Rausch gefühlt, als in diesem Augenblick. Das Bewußtsein, daß er töten könne, füllte ihn mit einem Kraftgefühl, das herrlich war. Er fühlte sich körperlich vollkommener. Es war die Kampfesfreude, die schreckliche Lust am Töten, das Tier im Menschen, die menschliche Bestie, die plötzlich hervorsprang und alles beherrschte, jedes Gefühl und die Gewöhnung jahrhundertelanger Zivilisation. Der Kampf tobte weiter.

Wilbur konnte den Lärm hören, obgleich ihm alle Sicht durch die brennende Hütte genommen wurde. Als

(Fortsetzung Seite 1434)

Immer hatte sie geglaubt, dass matte Zähne natürlich seien...

*bis sie einmal eine wahre Film-
entfernende Zahnpaste versuchte.*

Der Film macht die Schönheit der Zähne zunichte. Er ist der Haupt-urheber des Zahnverfalls. Wenn Sie die üblichen Reinigungsmethoden befolgen, werden Sie diesem gefährlichen Film nicht entrienen. Der einzige Weg, den Film von den Zähnen loszuwerden, ist der, daß man Pepsodent-Zahnpaste benutzt. Unter allen anderen Zahnreinigungsmitteln gibt es keines, das im selben Maß unschädlich ist und dabei den Film so gründlich beseitigt, wie Pepsodent. Dafür ist das spezielle, in Pepsodent enthaltene Rei-

nigungs- und Poliermaterial allein verantwortlich. Es ist doppelt so weich als die in anderen Zahnpasten verwendeten Poliermittel. Trotzdem ist die Art, wie es den Film beseitigt und die Zähne reinigt, unvergleichlich wirksamer.

Dieses Poliermaterial kommt nur in Pepsodent vor. Das ist der Grund von Pepsodents andersartiger Wirkung. Es wirkt anders und zeitig infolgedessen andere Resultate. Machen Sie den Versuch selbst. Holen Sie heute noch eine Tube.

PREIS FR. 1.80 & 1.10 PER TUBE



Aspasia-Tages-Schutz-Crème

matte, nicht fettende
Hautcrème.



Besteckgarnitur

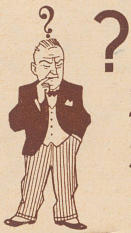
72 Teile, total Fr. 119.-

erstklassige 100er Versilberung, 25
Jahre Fabrikgarantie. Wir verbürgen
jedem Kunden frohe Zufriedenheit.

Al. Sternegg Silber-
und Metallwarenfabrik
Schaffhausen

16 verschiedene Modelle. Verlangen Sie Muster.





**ZÖGERN
SIE
NICHT!**

Wenn Sie schlecht rasiert sind – wenn Ihre Klinge oder Ihr Rasiermesser kratzt – wenn Ihre Haut brennt – dann ist es höchste Zeit, einen **Allegro** zu kaufen. Tausende von Selbstrasierern verwenden ihn und rasieren sich bequem und tadellos.

Allegro

Schleif- und Abziehapparate: Mod. Standard für alle Rasierklingen, vernickelt Fr. 15.–, schwarz Fr. 12.–, Mod. Special für zweischneidige Klingen Fr. 7.–.

Allegro-Streichriemen mit elastischem Stein und Specialleder macht abgestumpfte Rasiermesser haarscharf. Fr. 5.–.

In allen einschlägigen Geschäften. Prospekte gratis durch



Industrie AG.

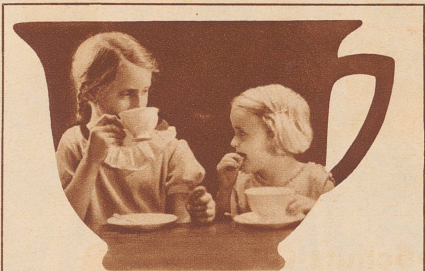
Allegro

Emmenbrücke 39
(Luzern)



SCHNARCHE GUT!

Mich störst Du nicht mehr im besten Schlaf, ich habe ja **OHROPAX-Geräuschschützer** im Ohr. Weiche, plastisch formbare Kugeln zum Abschleifen des Gehörgangs. Schachtel mit 6 Paar nur Fr. 2.50. **Erhältlich in Apotheken und Drogerien**



**Trink, Schwesterlein
trink....**

sie mündet ja so fein und schmeckt immer gleich gut, die herrliche FORSANOSE.

Kinder müssen essen, wenn sie sich entwickeln sollen, Appetit müssen sie haben, wenn ihr Körper die nötige Widerstandskraft für die kommenden Lebensaufgaben haben soll. Vorbeugen ist besser als Heilen, daher geben Sie Ihrem Kinde neben der Tagesnahrung noch ein bis zwei Tassen FORSANOSE, das wird ihm gut tun.

Wenn Sie finden, dass Ihre Kinder gegenüber ihren Spielkameraden zurückbleiben, wenn sie blasses Aussehen haben und mager sind und einfach nicht recht vorwärts wollen, dann versuchen Sie es einmal mit FORSANOSE. Diese vorzügliche Kraftnahrung wird Ihrem Kinde bessere Kräfte und ein besseres Aussehen geben, mit einem Wort: FORSANOSE macht gesunde, lebenslustige Kinder.

FORSANOSE verleidet nie, schmeckt immer vorzüglich und ist in allen Apotheken erhältlich zu Fr. 4.– die grosse und Fr. 2.20 die kleine Büchse.

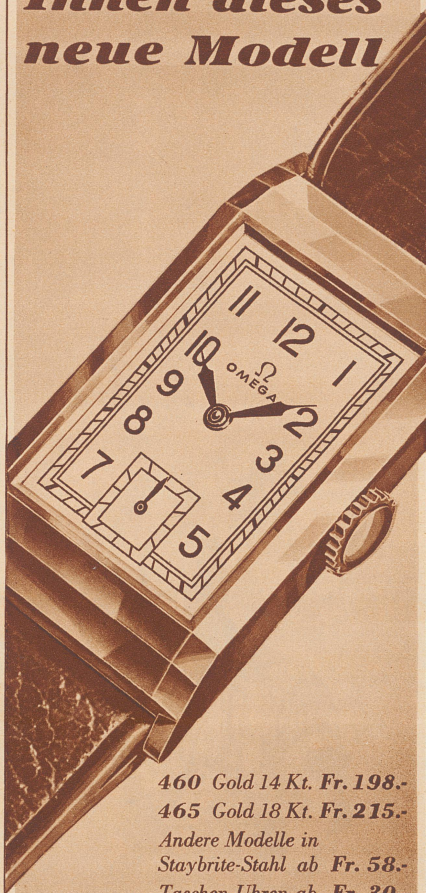


FORSANOSE
für alle Kinder gross und klein

FORSANOSE billiger! Neue Preise: Fr. 4.– für die 500 gr. Packung
Fr. 2.20 für die 250 gr. Packung
14 Tage vor der Abwertung des Schweizerfrankens wurden die Preise für FORSANOSE reduziert. Der niedrige Preis wird bis auf weiteres unverändert beibehalten.

FOFAG, pharmazeut. Werke, Zürich-Volketswil

**Omega
empfiehlt
Ihnen dieses
neue Modell**



460 Gold 14 Kt. Fr. 198.-
465 Gold 18 Kt. Fr. 215.-
Andere Modelle in
Staybrite-Stahl ab Fr. 58.-
Taschen-Uhren ab Fr. 30.-

Eine Auswahl formschöner, preiswürdiger Neu-Schöpfungen ist bei den OMEGA-Vertretern erhältlich.

OMEGA die Uhr mit dem Weltrekord der Präzision seit 1933 —

2 Mal Zeitmesser an den Olympischen Spielen in Los Angeles 1932 und Berlin 1936.

Bevorzugen Sie eine

OMEGA

DIE UHR FÜR S LEBEN

ERHÄLTICH BEI DEN OMEGA VERTRETERN

Raucherhals?
Sofort gurgeln mit
Sansilla
dem Gurgelwasser für unser Klima

schützt vor Infektion.

Originalflaschen à Fr. 2.25 u. 3.50. Erhältlich in Apotheken



Die Schuppen



verschwinden



fast über Nacht



403 F

Silvikrin Haar-Fluid verschönt nicht nur das Haar, sondern es nährt und verstärkt auch die haarbildenden Gewebe und die Haarwurzel. Verwenden Sie es für die tägliche Haarpflege; es hält die Kopfhaut gesund, verhütet Haarausfall, fördert den Haarwuchs und beseitigt Schuppen.

Silvikrin Haar-Fluid ist das einzige Haarwasser mit der konzentrierten natürlichen Haarnahrung Neo-Silvikrin

Flaschen ab Fr. 2.60

In allen einschlägigen Geschäften

Silvikrin

die natürliche Haarnahrung

macht die Kopfhaut fruchtbar



Auf dem
Piz Umbrail

dem bekannten Gipfel-
punkt, in dessen Nähe
ein Italiener, Österreich
und die Schweiz zuein-
ander stehen. Während der
Grenzkriegung 1914 bis
1918 spielte dieser expo-
nierte Vorpas eine große
Rolle. Demgegenüber
äußert sich bewacht und
durch Schützengraben,
Unterstände und Draht-
verhänge gut geschützt.
Trotz allem ereigneten
sich in dieser Gegend
einige teils erste, teils
bessere Grenzverläufe-
fälle, an die sich heute —
nach zwanzig Jahren —
mancher Tourist, beson-
ders aus der G. Division,
der hier auf Wache stand,
erinnert. In 114. Blick
von Piz Umbrail (2031 m
ü. M.) nach Osten, nach
der Höhe des mit unserer
Grenzwachtposten, die auf
dieser Höhe Wache haben
sind, die in dieser Ge-
gend die Grenze bilden.
Die Lage dieser her-
lichen Einsamkeit erheitert
aber auch schon gleich
von neuem, daß in
unserer Nähe die
feindlichen Österreich
und Italien nur wenige
Meter voneinander liegen.
Der höchste Berg links
ist der Ortler (3902 m),
nach rechts rechts ist die
Monte Zebra (3739 m),
die — Thurnsee (3681 m),
die Monte Madalisco,
rechts davon die Cima del
Campo, die Cima del Spi-
ritto (3656 m), der Monte
Lirio, der Monte Scio-
basso und die Cima del
Kain. Die Österreich
bieten ihre Befestigungen
über alle Gipfel von Ort-
ler bis zur Cima del Spi-
ritto. Die Italiener ihrer-
seits hatten den Monte
Scotto in eine Fortung
umgewandelt. Der Berg
ist nun auf dem Berg
im Mittelgrund ohne
Schnee in der Höhe
von dem die Schweizer
Schützen bis zum
auf die Dreiländergrenze
— heute Cima Gailfald
— (von der rechten St-
gallengasse verdeckt) und
weiter in nordwestlicher
Richtung auf den Piz
Umbrail führten. Rechts
von Steinmann ist die
Stollferjochstraße sichtbar.

Aufnahme E. Brunner

er sich mit dem Messer in der Hand umwandte, was nun zu tun sei, kam eine Gestalt auf ihn zu, dunkel und undeutlich in dem Qualm.

Es war Moran, doch eine Moran, die er nie gesehen hatte. Ihre Augen flackerten wie ein brennender Busch, die Arme waren bis zu den Ellbogen bloß, die schweren Zöpfe flogen, mit einer Stimme, die vom Rufen heiser war, sang sie in einer lang vergessenen, nordischen Sprache Bruchstücke alter Kampflieder, Worte und Sätze, deren Sinn sie selbst nicht kannte. Die Wut des Kampfes hatte sie in eine Art Wahn versetzt. Sie war vor Erregung außer sich. Wieder gehörte sie zu den Wikingern und Seeräubern des zehnten Jahrhunderts — sie war wieder Brunhilde, ein Mädchen, das mit Speer und Schild kämpfte, eine Walküre, eine Berserkerin, die Tochter der Berserker! Wie diese kämpfte sie, erfüllt von Kampflust, nichts sehend und hörend, alle Sinne ausgeschaltet, die Kräfte verdoppelt, empfindungslos gegen allen Schmerz, taub gegen alle Vernunft.

Mit erhobenem Messer kam sie auf Wilbur zu, fortwährend singend. Er war so erschrocken, daß er keine Worte fand, sein klarer Verstand war durch diesen unerwarteten Angriff wieder zurückgekehrt. Als sie näherkam, rief er ihr eine Warnung zu.

«Moran! Moran!» rief er, «was ist los? Du irrst dich! Ich bin es! Wilbur — dein Maat, kannst du nicht sehen?»

Moran konnte nicht sehen. Sie war blind gegen Freund und Feind, sie hörte nichts, mit aller Kraft schlug sie auf ihn ein. Aber in ihrem Kampf war kein Geschick mehr. Wilbur ließ sein Messer fallen und packte ihr rechtes Handgelenk. Im gleichen Augenblick umklammerte sie ihn, die freie Hand an seiner Kehle. Und als er ihre Kraft — verdoppelt, verdreifacht in der Wut ihres Raues — fühlte, wußte er, wie leicht er auch vorhin seinen Gegner besiegt hatte, jetzt mußte er um sein Leben kämpfen.

Zunächst suchte Wilbur sie nur von sich abzuwehren und zu hindern, ihr Messer zu gebrauchen. Er bemühte sich, sie nicht zu verletzen. Doch durch den Alkohol, den er vor dem Kampfe getrunken hatte, durch die Erregung des Kampfes und das Erwachen des Tieres in ihm kurz vorher, wurde sein klares Bewußtsein getrübt. Die Lage war ihm nicht mehr vollkommen klar. Seine neu entdeckte Kraft freute sich daran, sich mit einer Gleichstarke messen zu können. Er kämpfte mit Moran — nicht so, wie er mit irgendeinem Mann oder einer Frau kämpfen würde, nur um zu kämpfen. Er focht gegen sie wie gegen eine unpersönliche Macht, die er überwinden mußte, die er zu besiegen hatte, wenn er leben wollte. Wenn sie schlug, schlug er wieder, Schlag um Schlag,

setzte mit Befriedigung seine Kraft gegen ihre, doch er vergaß niemals, daß dieser Feind das Mädchen war, das er liebte. Es war nicht Moran, die er bekämpfte, es war ihre Stärke, ihre Kühnheit, ihr Wille, ihre herrliche Unabhängigkeit, die er überwinden wollte.

Sie hatte das Messer bereits fortgeworfen, und ihr Kampf wurde durch die körperliche Kraft entschieden. Es mußte sich nun entscheiden, wer der Herr des andern sein würde. Zweimal hatte sie Wilbur auf die Knie gezwungen, die Hand auf sein Gesicht, den Kopf zurückgestemmt, aber zweimal war er wieder hochgekommen, keuchend, blutend, mit dem festen Entschluß, nicht zu unterliegen. Einmal sah er seinen Vorteil und schlug ihr mit der Faust zwischen die Augen, er hoffte, sie zu betäuben und so den Kampf zu beenden. Aber der Schlag schien sie nicht im geringsten zu berühren. Jetzt bemerkte er, daß ihre Berserkerwut sich selbst geklärt hatte, so wie sich gärender Wein klärt. Sie wußte jetzt, mit wem sie kämpfte und freute sich daran, ihre Stärke mit seiner zu messen. Auch Wilbur erkannte den Sinn des Kampfes und wußte, daß er todernter war, daß es um mehr als das Leben ging. Moran verachtete einen Schwächling.

Einen Augenblick trennten sie sich, sie stand auf, atmete schnell und rollte ihre Ärmel auf. Als sie wieder auf ihn zukam, kam Wilbur ihr zuvor, umschlang ihr Genick mit dem Arm, faßte ihr linkes Handgelenk mit der rechten Hand auf ihrem Rücken und beugte sie mit aller Kraft nieder, bis er sie endlich — seine Hüfte als Stützpunkt gebrauchend — von den Füßen brachte und auf den Rücken warf. So hielt er sie, ein Knie auf ihrer Brust, die Hände fest wie Schraubstöcke um ihre Handgelenke.

Dann gab Moran plötzlich auf und erschlaffte in einem Augenblick. Zu seinem großen Erstaunen lächelte sie plötzlich.

«Ho, Maat, das war ein Kampf, doch ich bin geschlagen — du bist stärker, als ich dachte.»

Wilbur gab sie frei und stand auf.

«Hier», fuhr sie fort, «gib mir deine Hand. Ich bin schwach wie ein Kind.» Als Wilbur ihr auf die Füße half, legte sie ihre Hand an die Stirn, wo die Spur von Wilburs Faust noch zu sehen war, und lächelte ihn an. Sie war nicht böse.

«Nächstes Mal», sagte sie, «nimm einen Stein oder einen Belegnagel oder etwas, das nicht verletzt — nicht deine Faust, Maat.» Sie blickte ihn bewundernd an. «Ich sagte dir, ich sei stärker als die meisten Männer, aber von uns beiden bin ich die Schwächere, das ist erwiesen. Du hast mich besiegt, Maat — ich gebe es zu.

Du hast mich erobert, und —» fuhr sie lachend fort und schüttelte ihn an den Schultern, «und weißt du, Maat, ich liebe dich deshalb.»

Die Führer wechseln.

«Nun», rief Wilbur endlich, als die Erregung des Kampfes wiederkehrte, «wir haben noch viel zu tun, komm, Moran.»

Es war nicht mehr Moran, die befahl — die der Führer war. Der kurze Kampf an der Küste hatte das geändert. Er war jetzt angriffslustig. Er hatte erfahren, was es bedeutet, zu töten. Er fürchtete sich vor nichts mehr und zögerte nicht mehr länger. Er fühlte plötzlich, wie alle körperlichen und geistigen Kräfte vervielfacht wurden.

Alles, was stark, männlich und brutal in ihm war, schien in dem Augenblick, als er den Räuber, von seinem Messer getroffen, in den Sand rollen sah, groß und stark zu werden. Ein Triumph, ein grenzenloses Selbstvertrauen erwachte in ihm, so daß er vor Freude laut aufschrie. Er ergriff einen schweren Spaten, der während des Kampfes neben der brennenden Hütte geblieben war, warf ihn hoch in die Luft und fing ihn wieder auf, als er herunterkam. Dabei jauchzte er wie ein Wilder.

«Komm», rief er Moran zu, «wo sind die Banditen geblieben? Ich will noch einen erledigen, bevor der Kampf vorbei ist.»

Die beiden kamen aus dem Rauch hervor auf die andere Seite der Hütte, gerade noch zeitig genug, um das Ende des Kampfes zu sehen. Die ganze Angelegenheit hatte nicht länger als eine Viertelstunde gedauert, die Strandräuber waren geschlagen worden. Vier waren in die Sandwüste geflohen, die im Rücken der Bucht lag, und nicht verfolgt worden, ein fünfter war von einem der Kulis verwundet worden und hatte sich ergeben. Ein sechster, der wie eine Tigerkatze schrie und brüllte, war gefangen genommen und Wilbur hatte den siebenten erledigt.

Als Moran und Wilbur um die Hütte herumkamen, sahen sie die Besatzung der «Bertha Millner» in der Nähe des Wassers eine Gruppe bilden. Sie waren nach dem Kampf blutig und schmutzig, manche bis zum Gürtel nackt, die Waffen hatten sie noch in den Händen. Hier und da sah man einen verbundenen Arm oder Kopf. Doch sie waren vollzählig — oder nein, waren das alle?

«Es müßte einer mehr sein», sagte Wilbur vorwärtscilend.

(Fortsetzung folgt)

Eine wahre Schönheitsbehandlung in 2 Minuten im eigenen Heim

Für die Herstellung eines jeden Stückes Palmolive-Seife wird eine beträchtliche Menge dieses köstlichen Olivenöls verwendet



Jede Frau kann ihren Charme und ihre natürliche Schönheit durch folgende bewährte Palmolive-Schönheitsmethode erhöhen. Massieren Sie Ihr Gesicht, Ihren Hals und Ihre Schultern morgens und abends mit dem reichen Schaum der Palmolive. Spülen Sie hernach zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser. Das ist alles. Dieser cremige Schaum dringt tief in die Poren ein und befreit sie von allen Unreinheiten. Dank des Olivenöls, das zur Herstellung der Palmolive verwendet wird, wirkt sie wohltuend auf die Haut, macht sie jung und frisch. Ihr Aussehen wird bald strahlen von jugendlicher Schönheit! Palmolive kostet so wenig, daß Millionen von Frauen sie auch für ihr Bad verwenden. Sie sind glücklich, ihren ganzen Körper von der Wirkung profitieren zu lassen, welche diese wahre Schönheitsseife ihrem Gesicht verleiht.



100 gr. 50 cts.



Praliné aux Marrons

Lindt

einfach köstlich



ALTHAUS